JULIA ROMP

Das Wunder auf vier Pfoten

Buch

Der neunjährige George ist schwer autistisch: Er ist sehr ruhig und scheint die meiste Zeit in seiner eigenen Welt versunken zu sein. Seine Mutter Julia versucht alles, um eine Verbindung zu ihrem Sohn herzustellen, kann ihn jedoch nicht erreichen. Als eines Tages eine kleine schwarz-weiß gestreifte Katze in ihrem Garten auftaucht, erscheint ein Lächeln auf Georges Gesicht – und Julia entscheidet sich, das Tier aufzunehmen. George nennt seinen neuen Freund Ben, und die vierbeinige Verstärkung des Haushalts scheint einen wunderbaren und gänzlich unerwarteten Nebeneffekt zu haben. Langsam beginnt George sich seiner Umwelt zu öffnen.

Drei Jahre lang ist das Trio unzertrennlich, und Georges Entwicklung lässt unglaubliche Fortschritte erkennen. Doch dann schlägt das Schicksal zu: Ben verschwindet. George ist am Boden zerstört. Als Julia merkt, dass ihr Sohn ihr abermals zu entgleiten droht, unternimmt sie eine verzweifelte Suche …

Autorin

Julia Romp lebt mit ihrem Sohn George und dem Kater Ben in London. Wenn sie sich nicht um ihre Familie kümmert, arbeitet sie für einen wohltätigen Verein, der entlaufene Katzen und Hunde sucht.

Julia Romp

Das Wunder auf vier Pfoten

Roman

Aus dem Englischen
von Elfriede Peschel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»A Friend Like Ben: The Cat That Came Home For Christmas«
bei HarperCollins*Publishers*, London.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe November 2012
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2010
by Julia Romp und Megan Lloyd Davies
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlagmotiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, München
unter Verwendung von Motiven von
Vishnevskiy Vasily/Shutterstock.com und
ericlefrancais/Shutterstock.com
Redaktion: Margit von Cossart
DF · Herstellung: sam
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37852-4

www.blanvalet.de

Für George, der du mir die Augen für deine Welt geöffnet und gezeigt hast, wie wunderbar sie sein kann, und in liebender Erinnerung an meinen Dad Colin, der mir das Lachen geschenkt hat, das ich täglich an George weiterzugeben versuche.

Prolog

Auf den ersten Blick war Ben nicht gerade eine Schönheit. Er war kein kleines hübsches, geschmeidiges Kätzchen mit feurig rotem glänzendem Fell. Nein, sein schwarz-weißes Fell war von getrocknetem Blut verkrustet, als ich Ben zum ersten Mal in meinem Garten sah, sein roter Rumpf war völlig nackt, und sein dünner Schwanz sah eher aus wie ein spärlich behaarter Zweig. Zum Glück sah ich die unzähligen Flöhe und Milben, die sich bei ihm eingenistet hatten, nicht sofort.

Ganz offensichtlich war der Streuner krank, und mochte er auch abstoßend aussehen, so rührte er doch an mein Herz für Tiere, das ich schon immer hatte. Also stellte ich ihm etwas zu fressen hin. Für Fluffy, unser Hauskaninchen, hatte ich den Schuppen, in dem es wohnte, mit bunten Blumen ausgemalt – so was wie das Ritz für Kaninchen –, und so richtete ich für den Kater einen Kuschelplatz in einem Tragekorb her, den ich in der Hoffnung, er würde darin schlafen, in ebendiesen Schuppen stellte. Der Zustand des Streuners verschlechterte sich von Tag zu Tag, und ich dachte, wenn er sich erst mal im Tragekorb wohlfühlt, kann ich ihn darin zum Tierarzt bringen.

Jeden Morgen, wenn ich mit meinem zehnjährigen Sohn George durch den Garten ging, um nachzusehen, ob der Kater gefressen hatte oder ob die Decke zerwühlt war, hoff-

te ich, ihn schlafend anzutreffen. Gemeinsam spähten wir in den dunklen Schuppen, aus dessen hinterstem Winkel er uns mit großen Augen beobachtete. Sie waren von einem hellen Giftgrün, wie die ersten Blätter einer Linde im Frühling, und sehr beeindruckend. Aber der Kater saß auf einem Regal oder neben einem Blumentopf, nie in dem Tragekorb.

»Boo!«

George unternahm bei jedem unserer Besuche den Versuch, mit dem Kater Verstecken zu spielen, und ich freute mich darüber, denn er spielte nicht oft mit anderen.

In Georges Welt war es durch seinen Autismus zuweilen sehr einsam, und er war anderen Kindern fast ein ebenso großes Rätsel wie diese ihm. Sie fürchteten sich vor dem Gekreische, das aus ihm herausbrach, wenn er wütend wurde, und die Geräusche, die sie machten, oder ihre Rempeleien auf dem Schulkorridor machten ihm gleichermaßen Angst. Deshalb tat es gut zu sehen, dass George sich für den Streuner interessierte, auch wenn der sein Interesse nicht erwiderte. Denn wann immer George oder ich ihm zu nahe kamen, fauchte und spuckte er mit gebleckten Zähnen und gesträubtem Fell. Es war ganz offenkundig, dass er mit keinem von uns etwas zu tun haben wollte.

Geduld und gutes Essen vermögen jedoch an Tieren die gleichen Wunder zu vollbringen wie an Menschen. Und nach und nach fühlte der Kater sich wohl genug, um im Tragekorb zu schlafen, und nach ein paar weiteren Wochen gelang es mir, dessen Tür zu schließen.

Dem Tierarzt erklärte ich, ich sei nicht die rechtmäßige Besitzerin, und redete mir, nachdem ich das kleine Bündel in seiner Obhut gelassen hatte, ein, meine Aufgabe damit erledigt zu haben. Ich hatte in meiner Nachbarschaft Pla-

kate mit einem Bild des Streuners aufgehängt, und sollte sich jemand melden, wollte ich ihn an den Tierarzt verweisen. Aber es meldete sich keiner, und ein paar Wochen später bekam ich den Anruf, vor dem ich mich insgeheim gefürchtet hatte.

»Möchten Sie dem Tier nicht ein Zuhause geben?«, fragte mich der Tierarzt.

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Wenn Sie mich kennen würden, wüssten Sie, wie untypisch das für mich ist. Meine Mum sagt, die Redewendung »jemandem ein Ohr abkauen« sei für mich erfunden worden, und damit hat sie recht. Aber als der Tierarzt mich fragte, war ich sprachlos. Einerseits liebe ich Tiere, andererseits hatte ich mir geschworen, niemals eine Katze zu haben, weil es im Zuhause meiner Kindheit so viele davon gab, dass kaum Platz für mich blieb. Und obwohl George Interesse gezeigt hatte, war ich skeptisch, denn weil es ihm schwerfiel, Bindungen einzugehen, war uns mit Tieren bisher kein dauerhafter Erfolg beschieden gewesen. Für unseren Wellensittich Polly mussten wir ein neues Zuhause finden, weil sein Lärm George störte, und an Fluffy, dem Kaninchen, hatte er sehr schnell jegliches Interesse verloren. Dafür konnte er nichts. George baute einfach keine Beziehungen auf, wie das andere Kinder tun – sosehr ich auch wünschte, er würde es tun.

Da es schon ein Vollzeitjob war, mich um George zu kümmern, wollte ich mir also nicht noch etwas aufbürden. Aber da ich zögerte, schlug der Tierarzt vor, dem Kater doch wenigstens einen Besuch abzustatten.

»Er sieht traurig aus«, sagte er. »Ich glaube, er würde sich freuen, ein freundliches Gesicht zu sehen.«

Was sollte ich machen? Mein Herz siegte über meine Ver-

nunft, und ich nahm George mit in die Praxis, wo wir eine vertraute Kugel aus schwarz-weißem Fell vorfanden, die zusammengerollt in einem Käfig lag. Ben erhob sich, als wir uns dem Käfig näherten, und da sah ich, dass er eine riesige rasierte Stelle am Bauch hatte und eine Halskrause um den Hals trug, damit er nicht an seine Wunden kam. Er sah noch hässlicher aus als zuvor, was George jedoch nicht im Geringsten zu stören schien, denn er kniete sich direkt vor den Käfig.

»Benny Boo!«, sagte er mit hoher, erwartungsvoll und aufgeregt klingender Stimme. So hatte ich ihn noch nie reden hören. »Fühlst du dich jetzt besser, Ben?«, fügte George hinzu. »Geht's dir gut?«

Wieder sprach er in einem Singsang, den ich nicht von ihm kannte, den der Kater aber mit einem Miauen erwiderte.

»Ich glaube, er mag dich«, sagte die Tierarzthelferin, die uns zu den Käfigen mit den kranken Tieren begleitet hatte, mit einem Lächeln.

Sofort verstummte George. Er wollte nicht mit anderen sprechen, und schon gar nicht mit Fremden, und er konnte Leuten, die ihn anzusprechen versuchten, auch nicht in die Augen schauen. Stattdessen schaute er schweigend an ihnen vorbei auf einen Punkt in der Ferne. Aber sobald die Frau sich mit etwas anderem beschäftigte und George wusste, dass er nicht mehr beobachtet wurde, beugte er sich wieder über den Käfig.

»Benny Boo!«, sagte er mit seiner hohen Stimme. »Tut dein Bauch dir weh?«

Er presste sein Gesicht dichter an die Gitterstäbe, und ich wollte schon einschreiten, weil ich mir sicher war, dass der

Kater seine Krallen ausfahren würde, wie er das immer getan hatte, wenn wir zu ihm in den Schuppen kamen. Aber ich hielt mich zurück, denn während Ben George würdevoll ansah, kam er langsam näher, um dann seinen Körper an den Gitterstäben des Käfigs zu reiben. Was war aus dem fauchenden, spuckenden Kater geworden, den wir so gut kannten? Ich glaubte, eine Erscheinung zu haben. Und glaubte gleich darauf Stimmen zu hören, als der Streuner zu einem kehligen, kontinuierlichen Schnurren anhob, wobei er sich im Takt zu den Worten bewegte, mit denen George ihn ansprach.

»Benny Boo, Benny Boo!«, sang mein Sohn. »Geht's dir gut jetzt? Geht's dir gut?«

Der Kater hielt schnuppernd seine Nase in die Luft, und George rückte noch ein wenig näher an ihn heran. Als sein Kopf auf gleicher Höhe wie der Bens war, schaute ihm dieser direkt in die Augen, und ich war mir sicher, dass George sich abwenden würde. Aber er wandte sich nicht ab. Anstatt an dem Kater vorbeizustarren oder den Kopf hängen zu lassen, hielt er dem Blick des Streuners stand. Die beiden unterbrachen ihren Blickkontakt keine Sekunde, während George sanft weiterredete.

Ich hielt den Atem an und beobachtete meinen Sohn wie unter Schock: George lächelte, als wäre es für ihn etwas ganz Alltägliches, mit Katzen zu reden, und Ben starrte ihn mit seinen grünen Augen an, worin ein Ausdruck lag, der sagte: Dich mag ich. Sein Blick war der einer alten Seele, die alles schon gesehen hatte und durch nichts mehr überrascht werden konnte.

Nun wusste ich, was ich zu tun hatte. Hatte ich eine Wahl? Hoffnung besteht immer, wie es so schön heißt. Ich

wusste nicht, warum George den Kater mochte. Vielleicht war es nur die Gunst des Augenblicks, vielleicht lag es auch daran, dass er wusste, wie schwer die Welt sich damit tat, dieses merkwürdig aussehende Tier zu akzeptieren, genauso schwer wie mit ihm. Aber ich hatte etwas aufblitzen sehen, wonach ich mich gesehnt hatte, seit George auf der Welt war: Liebe. George zeigte einem anderen Wesen Liebe. Und der Kater schien seine Gefühle zu erwidern.

Das reichte mir. Meine einzige Hoffnung war damals die, dass Kater Ben George ein Freund werden könnte. Aber ich konnte nicht ahnen, dass er unser aller Leben für immer verändern würde – auf so vielfältige Weise, wie ich das nie für möglich gehalten hätte.

TEIL 1

Vor Ben

Kapitel 1

London ist eine Weltstadt, aber für jemanden, der dort geboren und aufgewachsen ist, kann sie auch recht klein sein. Abgesehen von den königlichen Palästen und Parks, den Wolkenkratzern und Museen, den roten Bussen, die hupend um die Ecke biegen, und den Fußgängern, die sich ihren Platz auf den geschäftigen Straßen erkämpfen, gibt es Orte, wo man seine Nachbarn kennt und wo sich die Straßen, durch die man schon in der Kindheit gelaufen ist, nicht allzu sehr verändern, bis man endlich erwachsen ist. In so einen Ort wurde ich hineingeboren – in einen von Londons westlichen Vororten namens Hounslow, wo sich Familien, die schon seit Generationen dort leben, mit anderen vermischt haben, die erst vor nicht allzu langer Zeit hergezogen sind, und wo jeder den anderen wenigstens vom Sehen kennt, wenn nicht sogar von einem Schwatz über den Gartenzaun.

London besteht also nicht nur aus den Gebäuden und Wolkenkratzern, die man von Postkarten kennt. Entfernt man sich nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum, muss man sie mit der Lupe suchen. Man trifft auf ganze Straßenzüge voller Reihenhäuser, die sich den Platz mit Wohnsilos streitig machen, und neben Gegenden, die schick herausgeputzt werden, gibt es auch welche, die nicht so hübsch sind.

Hounslow, wo ich aufgewachsen bin, gehörte nicht ge-

rade zu den vornehmen Orten, aber es war auch kein völlig heruntergekommenes Viertel. Wir wohnten in einer Siedlung aus den Dreißigerjahren in einer Doppelhaushälfte, deren andere Hälfte meine Großeltern Doris und George bewohnten. Ich kam 1973 zur Welt, im Jahrzehnt der ausgestellten Hosen, der Bee Gees und des Skateboardfahrens – wie in einem zeitgemäßen Austin-Powers-Film, aber echt – und hatte eine wahrhaft glückliche Kindheit, was nicht nur so dahergesagt ist.

Zu Hause waren wir zu sechst: meine Mum Carol, die sich um uns alle kümmerte, mein Dad Colin, der als Fahrer eines schwarzen Londoner Taxis unseren Lebensunterhalt bestritt, meine ältere Schwester Victoria und unsere jüngeren Brüder Colin und Andrew. Unter diesen Namen kannte man uns natürlich nicht. Victoria wurde Tor genannt, Colin war Boy, Andrew Nob (verrückt, ich weiß, habe aber keine Ahnung, woher er den hatte) und ich war Ju. Wir hinterfragten nie, warum wir nicht mit unseren richtigen Namen angesprochen wurden, denn wir hinterfragten gar nichts. Unser gemeinsames Leben war so bequem wie ein altes Paar Hausschuhe.

Damals war das Leben für uns Kinder anders, als es heutzutage ist. An den Wochenenden und während der Schulferien waren wir spätestens um neun Uhr morgens aus dem Haus und kehrten nur zurück, wenn wir Hunger hatten oder ein Pflaster auf ein aufgeschürftes Knie brauchten. Tor, Boy, Nob und ich spielten mit unseren Freunden in den Parkanlagen der Nachbarschaft, wo es immer jemanden gab, der ein Auge auf uns hatte. Den größten Ärger gab es für gewöhnlich, wenn man über einer Wasserschlacht in Streit geriet, und das tollste Geräusch des Tages war das Klingeln des

Eiscremewagens. An Feiertagen und in den Ferien lud mein Dad uns in sein Taxi und flitzte mit uns in die Stadt, wo er uns die Mall hochfuhr, damit wir die Wachablösung am Buckingham Palast verfolgen konnten, oder wir fuhren am Embankment runter zum Tower of London. An gewöhnlichen Tagen besuchten wir unsere Großeltern oder gingen in Mums Schrebergarten – ein Grundstück hinter den örtlichen Armeebaracken, wo sie unser ganzes Gemüse anbaute.

»Sollen wir eine Tasse Tee trinken?«, fragte Mum, nachdem sie stundenlang umgegraben und Unkraut gezupft hatte, und schenkte dann jedem von uns aus der Thermoskanne, die sie immer mitnahm, eine Tasse ein.

Lernen amerikanische Kinder schon früh, Milchshakes zu lieben, und französische Kinder ein wenig mit Wasser verdünnten Wein, so geht englischen Kindern das Bedürfnis nach Tee in Fleisch und Blut über, kaum dass sie der Wiege entwachsen sind. Nach Meinung meiner Eltern war Tee die Antwort auf jeglichen Rückschlag, den das Leben für einen bereithielt. Tee bekam ich als Kind im Schrebergarten, als ich davon träumte, den Schuppen so herzurichten, wie Calamity Jane das in einem der Lucky-Luke-Comics tat, und Tee bekam ich, als ich mit sechzehn die Schule verließ und wir uns alle fragten, was aus mir wohl werden würde. Ich war eine Schulversagerin, weil ich eine Tagträumerin war, und meine Lehrer waren nicht müde geworden, mir zu prophezeien, dass ich nicht weit kommen würde. Aber kurz bevor ich abging, machte ich ein Praktikum in einem Blumenladen, wo sich mir eine völlig neue Welt auftat: Mir gefiel die Arbeit, denn zur Abwechslung war ich einmal gut in etwas und bekam dafür fünfzehn Pfund am Tag.

Nach einem Gespräch bei einer Tasse Tee mit Mum und Dad beschloss ich also, dort in die Lehre zu gehen, und ein paar Jahre später gab es wieder Tee, als der Vikar unseres Viertels um meine Hand anhielt. Ich hatte ihn bei meiner Arbeit im Blumenladen kennengelernt, wo ich fast täglich mit Alan, dem örtlichen Bestatter, telefonierte, der wiederum fast genauso oft mit Harry, dem Vikar, Telefonkontakt hatte. Beerdigungen sind wie Hochzeiten ein wichtiges Geschäft für jeden Floristen, und Kränze wand ich besonders gern, denn ich tat das mit der Überlegung, dass ich den trauernden Familien half, sich angemessen zu verabschieden. Am Ende eines arbeitsreichen Tages traf ich mich meist mit Alan und Harry, die nicht viel älter waren als ich, und wir gingen zusammen aus.

»Seid ihr nicht die Floristin, der Bestatter und der Vikar?«, fragten uns die Leute.

Sie waren wirklich überrascht, dass drei Menschen, die sich dem traurigen Geschäft, den Toten einen würdigen Abschied zu bereiten, verschrieben hatten, auch Spaß haben konnten. Ein paar Mal entdeckte man uns sogar in der örtlichen Disco, und wir mussten jedes Mal lachen, wenn den Leuten vor Überraschung der Mund offen stehen blieb.

Je besser ich Harry kennenlernte, desto mehr mochte ich ihn. Er war freundlich und aufmerksam und hieß jeden vorurteilsfrei in dem von ihm geleiteten Jugendklub willkommen, wo ich ehrenamtlich mithalf. Er hatte für jeden alle Zeit der Welt – Tag und Nacht –, und das gefiel mir.

Das Problem war nur, dass es mich völlig unvorbereitet traf, als er bei meinem Vater um meine Hand anhielt. Ich dachte, Harry käme einfach so zum Tee vorbei, aber der einzige Grund seines Besuchs war es, diese Frage loszuwerden.

Ich war jung, gerade mal zwanzig damals, und fassungslos. Immer hatte ich von einem Leben geträumt, wie meine Eltern es führten, aber dazu war ich noch nicht bereit. Ich brach in Tränen aus, als Harry mit Dad sprach – ich wollte mein liebevolles, bequemes Zuhause noch nicht verlassen. Die meisten meiner Freunde lebten noch bei ihren Eltern, und es gefiel mir so, wie es war.

»Lass uns ein Tässchen trinken, Ju«, sagte mein Dad, nachdem Harry gegangen war.

Da ich zu weinen begonnen hatte, war der Vikar mit der Botschaft entlassen worden, dass ich möglicherweise noch nicht bereit war, seine Frau zu werden, aber ich war nicht die Einzige, die sein Heiratsantrag überrascht hatte. Dad hatte laut gelacht, als Harry mit ihm sprach, und ich denke, er war beinahe so überrascht wie ich, dass jemand annehmen konnte, ich sei bereit für die Ehe, denn ich war noch so jung und verrückt. Doch als ich den heißen süßen Tee trank, überlegte ich einen Moment lang, ob ich nicht einen schrecklichen Fehler beging, Harry abzuweisen, denn er war so ein guter Mensch.

Doch diese Überlegung war nicht von langer Dauer, denn damals machte ich mir eigentlich über so gut wie nichts allzu viele Gedanken. Ich baute einfach darauf, dass alles schon so laufen würde, wie ich mir das vorstellte; dass irgendwann ein anderer ehrbarer Mann käme, der um meine Hand anhielt. Ich zweifelte niemals daran, dass ich eines Tages mit meinem Märchenprinzen glücklich werden würde. In welcher Traumwelt ich damals lebte, verdeutlicht wohl am besten meine Reaktion an dem Tag, als ich zur Arbeit kam – ich hatte inzwischen zu einem Floristen in Mayfair gewechselt, dem vornehmsten Viertel von London – und erfahren muss-

te, dass sie gerade erst Blumen für Michael Jackson in ein nahe gelegenes Hotel geliefert hatten. Er war mein Idol, und ich war am Boden zerstört, dass ich ihn verpasst hatte. Wie gesagt, ich merkte gar nicht, wie gut ich es hatte.

Dann kam der Nachmittag, an dem Mum und Dad wieder eine Kanne Tee kochen mussten, denn ich unterbreitete ihnen, dass ich unerwartet schwanger geworden war. Ich war zweiundzwanzig und eine Weile mit einem jungen Mann namens Howard aus dem Viertel gegangen. Da man mir gesagt hatte, ich habe polyzystische Eierstöcke und werde Schwierigkeiten haben, schwanger zu werden, war ich – Sie ahnen es – naiv in puncto Empfängnisverhütung.

»Lass uns ein Tässchen trinken«, sagte Dad, und wir setzten uns zusammen, ich in Tränen aufgelöst.

Meine Eltern sahen mich streng an. In unserer Erziehung hatte es Regeln gegeben, und ich wusste, dass sie enttäuscht waren.

»Was wirst du machen, Julia?«, fragte Mum.

»Ich weiß es nicht«, jammerte ich in meinen Tee.

Aber eigentlich wusste ich es, wusste, dass ich mein Baby bekommen würde, obwohl Howard verständlicherweise ziemlich entsetzt war. Mochte es auch nicht ganz so gelaufen sein wie geplant, so gehörte dieses Baby doch mir, und ich wollte ihm eine gute Mutter sein. Howard versuchte, mir gerecht zu werden, ich zog sogar bei ihm ein, um auszuprobieren, ob wir einen ernsthaften Versuch des Zusammenlebens unternehmen konnten. Aber sechs Wochen später rief ich zu Hause an und bat Dad, zu kommen und mich abzuholen, da weder Howard noch ich uns wohlfühlten. Im Taxi brach ich erneut in Tränen aus – ich hatte das Gefühl, alle zu enttäuschen.

Zu Hause angekommen rannte ich hoch in mein Zimmer und sah, sobald ich die Tür aufmachte, dass man es für mich hergerichtet hatte. Der untere Teil der Wände war mit weiß gestrichenen Holzpaneelen verkleidet worden, darüber ein Tapetenfries mit Rosenmuster. Früher hatte ich mir diesen Raum mit meiner Schwester Tor geteilt, jetzt stand ein Kinderbettchen darin. Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen.

»Komm, Ju«, sagte Dad und umarmte mich. »Trockne deine Tränen und komm mit nach unten. Mum hat schon den Kessel aufgesetzt.«

Ich glaube, die meisten Frauen, die zum ersten Mal Mutter werden, haben eine Traumvorstellung davon, wie das sein wird, aber meine war nicht nur rosarot. Meine war kirschrot. Während ich immer dicker und dicker wurde, träumte ich von einem kleinen Mädchen mit großen blauen Augen und blonden Locken, wie ich sie als Kind gehabt hatte. Wohin ich auch ging, immer schaute ich neugierig die Babys in ihren Kinderwagen an und überlegte dabei, welche hübschen Kleider ich meinem anziehen würde. Ich liebte ihren Geruch, ihr Lächeln, die Grübchen ihrer Wangen, einfach alles an ihnen.

Als George geboren wurde, entsprach er in keiner Weise meinen Erwartungen. Er schrie vom ersten Moment an, als er die Welt erblickte. Weil er Mekonium geschluckt hatte, musste die Krankenschwester ihn direkt nach der Geburt zur Untersuchung wegbringen, und seine Schreie hallten durchs ganze Krankenhaus. Dass sein Kopf auf seinem Weg durch den Geburtskanal verformt worden war, machte mir darüber hinaus Sorgen. In meiner Vorstellung kamen

die Babys hübsch und lächelnd auf die Welt und dufteten nach Talkumpuder.

Als man mir George ein paar Minuten später zurückbrachte, schlugen die Schwestern vor, ihm ein Fläschchen mit Wasser zu geben, und Mum nahm das Baby, weil ich noch so geschwächt war, dass ich mir nicht zutraute, ihn zu halten. Aber in ihren Armen schrie George einfach weiter, es war ganz offensichtlich, welche Mühe sie hatte, ihn zu füttern. Und ich fragte mich, wie ich das jemals schaffen sollte, wenn Mum es schon nicht konnte. Nach vier Kindern war sie immerhin Expertin darin.

»Das lernt er schon noch«, sagte Mum lächelnd, den in seine Decke gewickelten George betrachtend. Sein Gesicht war vom Weinen rot und fleckig. »Diese Dinge brauchen Zeit, aber das gibt sich alles ganz natürlich. Keine Sorge, Ju.«

Damals wusste ich das natürlich noch nicht, aber genau diese Worte bekam ich im Laufe der kommenden Wochen, Monate und Jahre immer und immer wieder zu hören. Mum meinte es einfach nur gut, aber ihrer war der erste von tausend Versuchen, eine Erklärung für Georges Verhalten zu finden.

»Seine Hüften sind ein wenig steif, deshalb fühlt er sich vielleicht unwohl, das braucht Zeit«, meinte eine der Krankenschwestern, als er auch in den Tagen nach seiner Geburt weiter schrie.

»Es war eine schwere Geburt, deshalb braucht er Zeit, sich zu sammeln«, erklärte mir eine andere.

Ich wäre heute eine reiche Frau, wenn ich für jedes Mal, da ich die Worte »er braucht Zeit« hörte, ein Pfund bekommen hätte. Damals glaubte ich, was man mir sagte, und war

mir sicher, George würde ruhiger werden, wenn wir erst mal zu Hause waren. Ich hatte viele Bücher gelesen und wusste, dass einige Babys Zeit brauchen, um sich ans Leben anzupassen. Ich war überzeugt davon, dass er sich schon beruhigen würde, wenn er von Liebe und Wärme umgeben war und nicht mehr von der klinischen Krankenhausatmosphäre.

Aber auch daheim in Hounslow wollte sich diese Wirkung nicht einstellen, egal, ob ich George warm badete, ihn in den Kinderwagen legte, um diesen dann im Garten auf und ab zu schieben, ihn mir über die Schulter oder auf den Bauch legte oder ihn in der Wippe schaukelte.

Ich liebte George vom ersten Augenblick an und wollte für ihn nur das Beste. Er war mein Baby, ein winziges, wehrloses Wesen, das ich hervorgebracht hatte und für das ich die Verantwortung trug, ein Teil von mir, für dessen Liebe und Schutz ich alles zu tun bereit war. Aber als aus den Tagen Wochen wurden, kam es mir so vor, als würde er die Liebe und Fürsorge, die ich ihm zu geben hatte, gar nicht wollen. Dies über ein Neugeborenes zu sagen, mag sich albern anhören, aber George schrie nur noch lauter, wenn ich in seine Nähe kam, und das war mir unverständlich, denn ich war immer davon ausgegangen, dass Babys liebkost werden wollten.

Als die Hebamme vorbeischaute, meinte sie, ich sollte mit ihm zum Arzt gehen. Dieser verwies mich an das örtliche Krankenhaus, wo man mir sagte, dass George womöglich an Verstopfung litt, und Medikamente mitgab. Aber er hörte noch immer nicht zu schreien auf. Dann meinte die Hebamme, dass Massagen helfen könnten, aber George wurde sofort steif, wenn ich ihn berührte, als würden meine Hände auf seiner Haut brennen. Später hob er jedes Mal, wenn ich

Hautkontakt zu ihm aufnahm, den Kopf und zuckte zusammen. Dasselbe passierte, wenn ich ihn durch Schaukeln oder indem ich ihn an meine Brust legte, zu beruhigen versuchte. Er wollte mir nicht nah sein und schrie Tag und Nacht.

Und jeden Tag redete ich mir ein, dass es bestimmt besser werden würde, aber dem war nicht so. Ich hängte ein Mobile über Georges Bettchen, weil ich davon ausging, dass ihm die bunten Farben gefielen, aber er stierte daran vorbei. Ich wedelte mit bunten Spielsachen vor seinem Gesicht, aber er wandte sich weinend ab. Das Schlimmste war seine Schlaflosigkeit, denn außer einem Nickerchen von höchstens einer halben Stunde war er Tag und Nacht wach.

Ich sah es meiner freundlichen Hebamme an, dass sie mich für ungeduldig hielt, als ich ihr sagte, dass er nicht zur Ruhe käme.

»Alle Babys schlafen«, sagte sie. »Sie brauchen das.«

Aber George schien es nicht zu brauchen.

»Irgendwann muss er mal einschlafen«, pflegte Mum zu sagen. »Er ist gefüttert, er hat es warm, und er ist frisch gewickelt. Er wird schon einschlafen.«

Aber Georges Schreie hallten jede Nacht durchs Haus, während die anderen zu schlafen versuchten. In unserem Haus gab es vier Schlafzimmer: Tor belegte das eine, Nob das andere, und sie mussten beide jeden Morgen zur Arbeit aufstehen. Das dritte Zimmer belegten George und ich, und im letzten schliefen Mum und Dad zusammen mit meinem Neffen Lewis, der dreieinhalb war. Mein Bruder Boy und seine Freundin Sandra hatten Lewis bekommen, als sie beide noch Teenager und viel zu jung waren, um sich um ein Frühchen zu kümmern, das mit zweiundzwanzig Wochen zur Welt kam und gerade mal zweieinhalb Pfund wog. Le-

wis war während seiner ersten paar Stunden im Krankenhaus getauft worden, weil die Ärzte nicht glaubten, dass er überlebte, aber er tat es. Neun Monate später kam er nach Hause, wo Mum und Dad sich um ihn kümmerten, weil er noch immer so schlimme Lungenprobleme hatte, dass er ständig Sauerstoff benötigte. Und deshalb schlief er auch jetzt noch bei ihnen im Zimmer – jede Stunde musste jemand nach ihm sehen. Georges Schreie jedoch bedeuteten, dass keiner mehr Schlaf fand, und es ist eine Sache, ein unglückliches Baby zu beruhigen, eine andere, sich auch noch wegen all der anderen Sorgen zu machen. Also blieb ich auch tagsüber immer häufiger mit ihm auf meinem Zimmer. Ich dachte, dass die anderen wenigstens ein bisschen aufatmen konnten, wenn zwischen ihnen und Georges Schreien ein paar Wände waren.

»Mach dir deswegen keine Gedanken, Ju«, sagte mein Dad eines Tages, als er die Tür öffnete und mich das Baby aufnehmen sah, das sich dabei sofort steif machte und rot anlief. »Es wird alles gut werden. Das wächst sich alles aus.«

An manchen Tagen, wenn meine Mum sah, dass ich mit meinen Nerven am Ende war, setzte sie Lewis in den Kindersitz ihres Autos, während ich George auf der anderen Seite in seinem Maxi-Cosi anschnallte, und wir fuhren los in der Hoffnung, dass die rhythmische Bewegung ihn einlullte. Hounslow liegt nur wenige Kilometer vom Richmond Park entfernt, einem großen grünen Areal, wohin Charles I. seinen Hof verlagert hatte, um der Pest zu entgehen. Es ist ein wunderschöner Ort, und wir waren dort früher oft zum Picknicken oder Spazierengehen gewesen, weshalb ich ihn mit vielen glücklichen Erinnerungen verband. Aber diese

schienen alle zu verblassen, wenn wir mit dem schreienden George hindurchfuhren.

»Er beruhigt sich schon«, tröstete Mum mich. »Manche Babys brauchen einfach eine gewisse Zeit, um sich einzuleben. Es kann nur besser werden.«

Doch ich begann mich zu fragen, ob das jemals der Fall sein würde.

Kapitel 2

Selbst wenn man von fünfundachtzig Pfund in der Woche leben muss, kann man sich eine Dose Farbe leisten, und die kaufte ich mir, um die Räume etwas fröhlicher zu gestalten, als ich mit George meine eigene Wohnung bezog. Ich war bei meinen Eltern ausgezogen, weil Familien ein wenig an Ballons erinnern, die sich immer weiter ausdehnen, damit für alle Platz ist, bis irgendwann zu viel Druck darin ist, der sie platzen lässt. Ich wusste, welchen Stress George für alle bedeutete, die ich liebte, auch wenn sie mir das niemals sagten. Und so beschloss ich, als er sechs Monate alt war, mich auf der Liste für Sozialwohnungen einzutragen.

Außerdem musste meine Mum sich jetzt nicht nur um Lewis kümmern. Mein Dad war an rheumatischer Arthritis erkrankt, als ich noch ein Teenager war. Damals hatte ich nicht gewusst, wie sehr diese Krankheit sein Leben beeinträchtigte, denn meine Eltern sprachen vor uns nie über ihre Probleme. Ich hielt das Leben immer für perfekt, wenn ich auf dem Sofa saß und mir Superman ansah. Aber als ich älter wurde, fiel selbst mir auf, wie sehr Dad litt. Er arbeitete schon nicht mehr Vollzeit, als ich schwanger wurde, und brauchte starke Steroidinjektionen, um den Schmerz so im Zaum zu halten, dass er wenigstens ein paar Pfund mit seinem Taxi verdienen konnte. Doch auch damit war Schluss, als ich George nach Hause brachte. Dads Hände hatten sich

wie Klauen zusammengezogen, sein Rücken war krumm, und er benötigte zum Gehen einen Stock.

Ich musste mir eine Bleibe suchen, sosehr mir die Vorstellung, als alleinerziehende Mutter von Almosen zu leben, auch verhasst war. Im Januar 1997 bekam ich die Schlüssel zu einem Haus mit zwei Schlafzimmern in einer Siedlung, die ein paar Kilometer weit entfernt lag. Mit einem Kinderwagen, einem Bett, einem Kühlschrank und einem Herd von meinen Eltern, sowie einem blauen Cordsofa zog ich ein. Zu meiner Freude war das Haus gepflegt. Der alte Mann namens Bob, der hier bis zu seinem Tod gelebt hatte, hatte es gut in Schuss gehalten, und ich hörte von meinen Nachbarn mehr als einmal, dass er mich heimsuchen würde, wenn ich seine Holzverkleidungen nicht gut pflegte. Aber auch Bobs Ordentlichkeit täuschte nicht darüber hinweg, dass das Haus nackte Betonböden hatte und man in den dunklen Zimmern Champignons hätte züchten können.

Ich wusste, was Mum und Dad durch den Kopf ging, als sie mich absetzten: So traurig sie auch waren, mich weggehen zu sehen, ich war erwachsen und hatte mich entschieden. Und damit musste ich jetzt klarkommen. Sie hatten natürlich recht, und doch wäre ich ihnen am liebsten hinterhergelaufen, als sie wegfuhren, um sie anzuflehen, mich wieder mit nach Hause zu nehmen. Es fiel mir schwer, die Realität anzuerkennen, denn dies war eine Welt, die von all meinen früheren Träumen unendlich weit entfernt war.

Der Dunkelheit in unserem Haus konnte ich durch Farbe entgegenwirken. Mochte Bob auch alles in Schuss gehalten haben, so konnte ich doch seine Vorliebe für magnolienfarbene Wände nicht teilen. Und mithilfe meiner Familie strich ich das Wohnzimmer gelb, die Flure hellgrün und

mein Schlafzimmer rosa. An die Tapeten mit ihren großen blauen psychedelischen Blüten im hinteren Schlafzimmer traute ich mich jedoch nicht. Sie waren so alt und vermutlich wertvoll. Ich hätte sie bestimmt hundertmal überstreichen müssen, und die Aussicht, in diesem Raum gefangen zu sein, während ich ihn veränderte, machte mir Angst.

Der neue Farbanstrich im Rest der Wohnung hob meine Stimmung jedoch erheblich, genauso wie die Tatsache, dass Howard und seine Mum, Zena, in der Nähe wohnten. Obwohl Howard und ich nicht mehr zusammen waren, sollte George seinen Vater und seine Nanny Zena kennen, und wir besuchten die beiden häufig. Ich schaute auch täglich bei Mum und Dad vorbei, weil ich froh um jede Gesellschaft war. Aber obwohl ich mich mit Leuten traf und versuchte, das Beste daraus zu machen, wurde das Leben mit George nicht einfacher. Wenn ich heute zurückblicke, wird mir klar, dass ich in den ersten Monaten, die ich mit ihm allein verbrachte, lernte, meine Befürchtungen zu verbergen. Man kann schließlich nicht immer stöhnen und in Tränen ausbrechen, sobald einen die Leute fragen, wie's einem geht. Ich hätte ihnen sagen können, dass mein Leben ein Albtraum war: Ich lebte allein mit einem Baby, das tagaus, tagein schrie und das mir bisweilen das Gefühl gab, ein Besucher zu sein, den ich nicht zufriedenstellen konnte, und nicht mein eigenes Kind. Aber was hätte das gebracht?

Außerdem war ich mir sicher, dass der Grund für Georges Unglücklichsein in dem Chaos zu suchen war, das ich verbreitete. Schließlich sah ich selbst, dass andere Frauen ihren Job viel besser hinbekamen. Wenn ich beobachtete, wie ihre Babys sie anlächelten und brabbelten, sehnte ich mich danach, George würde dasselbe tun. Aber er wollte nicht, dass

man mit der Rassel klapperte oder ihn knuddelte. Und die Antwort des Arztes auf meine Fragen war immer dieselbe.

»Er ist Ihr erstes Kind«, hieß es. »Machen Sie sich nicht so viele Gedanken, Julia. Sie sind eine tolle Mutter. Entspannen Sie sich einfach, dann wird es auch das Baby tun.«

Nachdem ich mir hundert Mal hatte anhören müssen, dass ich mir unnötig Sorgen machte, brachte ich die Stimme in mir, die sagte, dass was nicht stimmte, zum Schweigen. Es ist schon erstaunlich, dass man sich so in die eigene Tasche lügen kann. Wenn ich abends versuchte, George zum Einschlafen zu bewegen, wohl wissend, dass es Stunden dauerte, bis er so weit war, redete ich mir ein, dass am nächsten Tag alles besser würde. Und wenn ich dann morgens aufwachte und zu weinen anfing, gelobte ich mir, dass ich nur noch diesen Tag durchstehen musste, weil am kommenden Tag alles anders wäre. Scarlett O'Hara war nichts im Vergleich zu mir, als sie für Tara im Dreck wühlte.

Manchmal jedoch, wenn George tagelang geschrien hatte, war ich dem Zusammenbruch so nah, dass ich ihn oben im Schlafzimmer schreien ließ. Ich schloss die Tür und ging nach unten, um von dem Lärm wegzukommen, immer geplagt von Gewissensbissen, weil ich George nicht die Fröhlichkeit bieten konnte, mit der ich groß geworden war. Denn natürlich ließ sein Leben sich nicht mit meinem damals vergleichen – er war allein mit seiner Mum, sein Dad wohnte ein Stück die Straße runter. Und ich verstand seine Schreie als Vorwurf. Aber dann ging ich wieder nach oben und betrachtete George in seinem Bettchen, dieses kleine, vollkommene Wesen mit seinen runden Pausbacken und den blonden Haaren, und fragte mich, was ich für eine Mutter war.

Mit der Zeit schloss ich uns Stück für Stück weg, indem

ich sowohl George als auch mich vor der Welt versteckte, sodass unser Haus langsam zum Gefängnis wurde.

Die Siedlung, in der wir wohnten, trug nicht gerade dazu bei, meine Stimmung zu heben. Es gibt überall Gutes und Schlechtes, sowohl in den Hügeln von Hollywood als auch in den Slums von Indien, aber der Ort, an dem ich damals lebte, war viel schlechter, als ich es gewohnt war. In der Nacht hörte man Schreie von Streitenden und Schlägereien von Betrunkenen. Oder es klopfte an der Tür, weil einer aus der Schar von Männern, die sich eine meiner Nachbarinnen stundenweise mieteten, unser Haus für ihres hielten. Die graue Betonsiedlung erinnerte an ein Gefängnis, das einige der Bewohner hier bereits aus eigener Erfahrung kannten.

Erst hier bekam ich mit, wie sehr manches Leben von Drogen bestimmt wird. Ich hatte noch nicht einmal eine Zigarette in der Hand gehalten, sah jetzt aber Menschen, die mit leerem und verzweifeltem Blick durch die Welt liefen. Es verging fast kein Tag, an dem nicht jemand klopfte, um mir, wenn ich die Tür aufmachte, Faltencreme oder Babykleidung oder sonst etwas Gestohlenes anzubieten, in der Hoffnung, es versilbern und sich davon einen Schuss kaufen zu können.

Inmitten all dieser Probleme fühlte ich mich äußerst unwohl und nutzte deshalb sechs Monate nach unserem Einzug die Chance, unser Haus gegen eine Wohnung im zweiten Stock in einem anderen Block zu tauschen. Was machte es schon, dass die Zimmerdecken nikotinfleckig waren und die Eingangstür sich nicht abschließen ließ? Ich konnte vor unseren Fenstern blauen Himmel sehen und schloss auch schon bald meine erste Freundschaft in der Siedlung – mit einer Frau namens Jane, die sich mir eines Tages vorstellte, nachdem mein Dad, vollgepumpt mit genügend Steroiden,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Julia Romp

Das Wunder auf vier Pfoten
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37852-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Eine Katze verschenkt ihr Herz. Ein kleiner Junge öffnet seines …

Der 9-jährige George ist schwer autistisch, keine Therapie scheint zu helfen. Ein kleines Wunder geschieht, als seiner Mutter Julia eine halb verhungerte Katze zuläuft. Sie pflegt sie gesund und bald gehört Ben – wie die Katze getauft wird – zu ihrer Familie. Ben ist das erste Wesen, mit dem George spricht und spielt, endlich vermag der Junge Fuß in der Welt zu fassen. Aber dann verschwindet die Katze spurlos – und Julia weiß: Für ihren Sohn muss sie Ben wiederfinden. Sie startet eine unglaubliche Suchaktion …